

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 6

Artikel: Jonas Truttmann. Siebentes Kapitel
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664856>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVI. Jahrgang

Zürich, 15. Dezember 1932

Heft 6

Weihnachtsglocken.

Klinge, Lied, in allen Herzen,
Weihnachtsglocke,
Schwinge sacht,
Stille unsre bangen Schmerzen
In der holden Winternacht.

Läute froh zu tiefem Frieden,
Leise, leise,
Töne rein
Und laß Mensch und Tier hienieden
Unter Sternen glücklich sein.

Ströme heller auf die Erde,
Abendglocke,
Flute weit,
Daß die Welt zum Himmel werde
In der lieben Weihnachtszeit. Carl Seelig.

Jonas Truttmann.

Von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Jahre vergingen.

Frau Marie Truttmann bewirtschaftete das Seegut. Geni war ihre rechte Hand. Es machte sich, daß man den Acker, den man bei Wisis Abreise verpachtet, wieder selbst behaute, auch die Lücken im Stalle wieder füllte, die durch den Viehverkauf damals entstanden waren; denn man hatte gute Jahre, die reiche Ernten brachten und Geni meinte, es sei töricht, andere an diesen teilhaben zu lassen, man stelle viel besser einen Knecht ein.

So kam der vierzigjährige, kleine, aber starke Kahlkopf Kaspar Imhof mit dem feisten, rasiererten Gesicht ins Haus.

Unversehens rückte indessen in diesen Jahren noch ein anderer in Rechte und Hilfe ein. Jonas entwuchs der Schule. Die Truttmannin war er-

staunt, als er eines Tages heimkam und sagte: „Heute ist mein letzter Schultag gewesen.“

„So?“ fragte sie. „Warum denn?“

„Weil ich in die Stadt hinunter müßte, wenn ich noch weitermachen wollte,“ antwortete Jonas. Er hatte diesen Gedanken des Weitermachens bei sich erwogen, war aber überzeugt, daß die Mutter von einer Verwirklichung nie etwas werde wissen wollen, und hatte ihn nicht weiter verfolgt. Ihm schien auch selbst seine Zukunft im Seeguthaus zu liegen. Er hatte in diesen Jahren neben seiner Vorliebe für Lernen und Bücher sich so vollständig und so unmerklich in die Natur der Heimat und des Vaterhauses und in das Wesen der Landwirtschaft eingelebt, daß er nun mit allen Wurzeln seines Innern daran festgewachsen war. Seltsam war es mit ihm gegangen. Hatte die Mutter Wind

davon bekommen, wie flug er seinen Hasenhandel betrieb, oder hatte Geni ihr einmal eines der Schreibhefte des Jonasbruders mit der klaren, eigensinnigen Schrift gezeigt, jedenfalls schob sie ihm eines Tages das abgegriffene dicke Buch zu, in das sie selbst mühselig Einnahmen und Ausgaben einzutragen pflegte, mehr aber noch die Schuldner, von denen ihr ab Gült oder Verkauf noch etwas zukam, aufzeichnete, und sagte: „Da! Schreib einmal das und das ein! Bist mit den Füßen nichts nutz, kannst es mit den Händen probieren.“

Jonas hatte das Buch zuhanden genommen, und es machte sich ganz von selbst, daß aus dem ersten Eintrag eine Gewohnheit wurde. Er übernahm die Aufgabe der kleinen Buchführung, aber nicht etwa der Mutter zu Dank; denn ihr Wort hatte ihn gestochen. Wie schon oft hätte er ihr am liebsten entgegengezischt: „Wer ist denn schuld an meinem Unglück, wer anders als Ihr?“

Das nämlich war ein Gedanke, den er in diesen Reisejahren immer wieder in seinem Kopfe wälzte. Sein zerbrochenes Leben hatte er nicht einem blinden Schicksal zu verdanken, sondern bösem Willen. Mit ihrem Spott hatten sie ihn damals in den Baum hinaufgejagt und mit ihrer Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit hatten sie ihn in Schmerzen liegen lassen, bis eine richtige Heilung unmöglich gewesen war. Immer fester, immer tiefer griff diese bittere und verbitternde Überzeugung in ihm Platz und erwürgte in ihm jede Regung von Liebe zu Mutter und Bruder, wenn sie sich in seltenen Augenblicken meldete.

Bei der Buchführung allein blieb es nicht. Uebermals eines Tages, da Geni eine dringende Arbeit zu Hause hatte und an seiner Stelle Kaspar, der Knecht, mit einem Rind zu Markt mußte, wandte sich beim Frühstück die Mutter an ihren gesunden Sohn: „Was meinst, der Jonas könnte eigentlich mit dem Kaspar ins Tal? Es wäre doch ein Eigener dabei.“

Auch Geni war nun schon so von der geistigen Tauglichkeit des Jonas überzeugt, daß er stumm die Achseln zuckte, was die Truttmannin als Zustimmung auffaßte. Sie schaute den Jonas an, was der etwa dazu sagen würde, und sah ihn ein gleichgültiges Gesicht machen wie einer, der eigentlich schon selber weiß, was er zu tun hat. „Willst?“ fragte sie kurz.

„Ich kann ja,“ antwortete Jonas.

Eine Viertelstunde später schwang er sich an seinen Krücken dem fahrlköpfigen Kaspar und seinem hochenden Rinde nach. —

„Der handelt wie ein Alter,“ berichtete der Knecht nach seiner Heimkunft der Bäuerin von Jonas und zählte Einzelheiten ihrer Markterlebnisse auf.

Jonas aber legte eine kleine Reihe Goldstücke vor die Mutter hin auf den Tisch: „Der erste hat mir zehn Napoleon zahlen wollen, der Narr, der letzte ist froh gewesen, daß er um zwanzig hat abschließen können.“

Die schwarzhaarige, bleiche Frau blickte halb ungläubig, halb mißtrauisch auf den Buben. Dann schloß sie schweigend das Geld in ihre Truhe.

Allmählich redeten jedoch bei Tische und nach Feierabend nicht mehr die Bäuerin und Geni allein von den kleinen Ereignissen, Nöten und Freuden ihres Berufes, sondern was sie sagten, war auch für den Jonas bestimmt. Und sie spitzten die Ohren, wenn er einmal selber etwas dazu sprach. Auch bei dem einen Marktgang blieb es nicht, sondern Jonas wurde allmählich der Ein- und Verkäufer im Seegut. Er wurde auch der, der mit den Handwerkern zu tun bekam, die etwa Ausbesserungen an Haus und Gaden zu besorgen hatten, der über Anschaffungen neuer Geräte entschied und sorgte, daß Vieh und Habware richtig und rechtzeitig gegen Schaden versichert wurde. Er wurde allgemach der Kopf im Hause, während der helle, arbeitstapfere und mundlustige Geni die Fäuste hergab und die zähe, alternde Mutter das Herz, wenn so etwas überhaupt in dem Haushalt seinen Platz hatte.

Sie führten ja ein merkwürdiges Leben zusammen. Sie konnten stumm und ohne Gruß sich zu den gemeinsamen Mahlzeiten hinsetzen. Sie saßen an regnerischen Sonntagen in verschiedenen Stubenecken, als wären sie einander völlig fremd. Geni tat noch am ehesten ein Maul auf, meistens freilich, um nach seiner Gewohnheit den Jonas zu hänseln. So las er aus der Zeitung: „Tanz im Löwen in Bergenried! Willst nicht hingehen, Hülspebein?“ oder: „Da suchst eine einen Mann, Jonas. Melde dich frühzeitig. Es wird schon ein paar Jahre gehen, bis dich eine nimmt.“

Es waren schlechte Scherze und dumme Scherze, wenn sie auch nicht aus einem bösen Herzen kamen.

Jonas antwortete nie darauf. Er tat, als höre er sie nicht, aber sie drangen in ihn hinein wie ein Spieß mit Widerhaken, und der Gedanke, daß er ein Menschenbruchstück war und ein Gespött, brannte ihn. Er begab sich Geni gegenüber in einen Zustand immer bereiter Abwehr, immer wacher Erwartung irgendeines Angriffs, bekam daher allmählich im Verkehr mit ihm ein verdrossenes, scheues Wesen, das dem lauten und offenen Bruder wiederum nicht paßte und ihn veranlaßte, zur Mutter ein paar-mal zu schimpfen, der Jonas sei ein Duckmäuser und ein Ungerader, mit dem man nie wisse, wie man daran sei. Die Bäuerin glaubte, daß er wohl recht habe. Sie befand sich indessen im Grunde bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge ganz wohl. Sie konnte ihren genauen Arbeitstag innehalten, die ans schwere Schaffen allezeit gewohnt gewesenen Glieder regen, essen, trinken und schlafen, den Wohlstand im Hause wachsen sehen, und fand daher keinen Anlaß, sich über Dinge, wie etwa die Seele des Jonas, den Kopf zu zerbrechen.

Jonas wunderte sich, daß man sein Leben so abwandeln konnte, wie die Mutter es tat, so wie eine geistlose Maschine. Wenn er sie so drüben in der Ecke sitzen sah, breit, stämmig, trotz ihrer sechzig Jahre noch kein graues Haar in dem kohlschwarzen Scheitel, wie sie, die Brille auf der Nase, in ihrem Gebetbuch las und das Gelesene murmelte, dann grollte er ihr. Wie eine Mühle klapperte ihre Stimme. Sie las ab, was sie längst auswendig wußte, sagte her, was sie nicht im Kopfe, noch viel weniger im Herzen bewegte. Und gerade so wie das Gebet erledigte sie ihren ganzen Alltag. Das Bild von Bethlis Vater tauchte wieder vor ihm auf, wie man dem die Liebe zu seinem Mädchen, die Freude über seine Rückkehr angespiert hatte, und er hätte hingehen und die Frau dort schütteln mögen: Wach doch auf, du! Um deiner Gleichgültigkeit willen sitze ich hier allein und friere vor innerer Einsamkeit. Dann überfroh ihn langsam ein hämisches Verlangen, ihr einmal recht weh zu tun, ihr und dem groben Spötter dort in der anderen Ecke, dem Geni.

Zeit verging. Zeit verflog.

Es kam für Jonas die Aufforderung, sich zum Militär zu stellen.

Geni lachte hell auf, als er sie sah. „Du bringst ja die Trommelschlägel gleich mit,“ reizte er den Bruder, indem er eine seiner Krücken ergriff und schwang.

Als Jonas von der Stellung zurückkam, so-gleich als untauglich entlassen natürlich, fragte er ihn, ob sie ihn zum General gemacht hätten.

Aber Jonas hatte auf diesem Gange, vielleicht aus Zorn, vielleicht über dem, was er als Schmach empfand, sich selbst vergessend seine Krücken in die Hand genommen und ein Stück Weges ohne sie zu gehen versucht. Und weiß Gott, es war gegangen. Zwar mußte er sich dabei von dem gesunden so auf das kurze, krumme Bein werfen, daß sein Oberkörper wie bei einem sturmgeschüttelten Baum auf und nieder schlug, aber es ging doch, die eigenen Glieder taten den Dienst.

Von da an begann er sich der Hilfs-hölzer zu entwöhnen.

Zeit verging. Zeit verflog.

Geni, der sich schon lange gestellt, wegen Ausfalls der Rekrutenschule aber erst ein Jahr später Soldat geworden war, kam eines Tages in Uniform nach Hause. Sie saß ihm prall und farbig am stattlichen Körper. Sein Haar schien noch einmal so heiter, sein Gesicht noch einmal so frisch, und die blauen Augen strahlten von überschüssiger Kraft und Freude am Soldatenberuf. Er erzählte vom Dienst. Seine Vorgesetzten hatten ihn gern. „Ich will dann bald die Korporalschnüre haben,“ prahlte er.

Jonas hörte schweigend zu und stellte sich wieder, als berühre ihn die Sache nicht. Aber sein ganzes Innere war aufgewühlt. Wieder konnte er dem Bruder nicht folgen, wie damals auf den Baum!

Es stach ihn auch, daß Geni am Sonntag zum Tanze ging, der lebensleuchtende Geni in seiner schönen, bunten Uniform, und daß er dagegen zu Hause hocken mußte, wenn er nicht beim Zuschauen erst recht empfinden wollte, was für ein Nichtsmutz er war.

Gerade an diesem Sonntag aber, als Geni im „Schäfli“ sich vergnügte, auch die Mutter aus- und zu einer Base gegangen war, hatte Jonas ein Erlebnis.

Es war im späten Frühling und ein schöner Tag. Das Haus war so still, daß man nichts hörte als von Zeit zu Zeit das Krachen der Dielen.

Auch der Knecht war fort.

Jonas begann eine ziellose Wanderung in den Ziegenstall hinab, in den Garten hinüber, in den Gemüsegarten hinterm Haus. Überall hopfte und hülfte er umher, ohne irgend etwas zu bezwecken oder mit den Gedanken bei den

Tieren oder Pflanzen zu sein, zu denen sein Weg ihn führte. Ebenso gedankenlos setzte er sich auf die Hausbank, schaute eine Weile auf die Straße nieder und musterte die Fußgänger, die dann und wann vorüberkamen. Es waren meistens Bekannte, und sie grüßten etwa zu ihm herauf, ohne sich indessen bei ihm aufzuhalten. Er blickte auch nach den Bergen. Das neue Grün der Alpwiesen und das Grau der Felsen gaben zum Himmelblau einen sanften Zusammenklang, während das Weiß des Schnees, das noch tief herunterreichte, einen fast schmerzhaften Glanz hineintrug. In der Nacht war es kalt gewesen, und so stieg von der Wiese ihm zu Füßen ein leiser Dampf auf, während die Sonne heiß auf sie nieder schien. Er spürte diese Sonne auf Kopf und Händen, und es war, als löste sich unter der Wärme, mit der sie ihn berührte, die unrastrvolle Verstimmung, die ihn besessen.

Da sah er einen Mann und ein Mädchen straßdaher kommen. Sie fielen ihm schon von weitem auf, weil er sie in ihrem Außern, ihrem mehr städtischen, reisegemäßen Aufzug als Landfremde erkannte. Er sah sie auch alle Augenblicke stillstehen und die schöne Gegend betrachten. Insbesondere schienen ihnen der See Freude zu machen, denn sie blickten lange zu ihm hinunter, Jonas den Rücken zuwendend. Er wollte sich nicht um sie kümmern. Er wandte den Blick von ihnen ab und anderen Dingen zu. Aber es zog ihm die Augen immer wieder zu ihnen hinüber. Und er mußte plötzlich an das Bethli denken, ob schon das doch wohl auf der Welt nichts mit den beiden dort zu tun hatte.

Jetzt kamen jene näher. Er sah, wie sie auf das Seeguthaus deuteten, abermals stillstanden und irgendwie sich gegenseitig die Gegend zu erklären schienen. Auf einmal begann sein Herz wild zu klopfen. Das war ja doch! Nicht möglich! Und doch! Das war — Bethlis Vater! Er erkannte ihn an dem großen Barte, der ihm ein so ernstes, achtungschaffendes Aussehen gab.

Die beiden Wanderer näherten sich immer mehr.

Jonas wußte nicht, ob er sich entfernen oder bleiben sollte. Dann dachte er, daß jene wohl achtlos vorübergehen würden, hatte er doch von Bethli nie mehr etwas gehört.

Da grüßte der Mann. Das Mädchen an seiner Seite errötete.

Jonas erhob sich. „Ich muß doch —“ sagte er

vor sich hin und hinkte über den Fußweg an die Straße nieder.

„Wir wollten dem Spitalkameraden nur guten Tag sagen,“ sprach ihn Bethlis Vater an.

Jonas streckte ihm die Hand hin. „Tag,“ sagte er fremd. Er fühlte, wie ihre Blicke an ihm herabglitten, er sah ihnen an, daß sie dachten, er sei womöglich noch gebrechlicher denn als Knabe. Gleichzeitig nahm er Bethlis Bild voll in sich auf. Sie war schlank und fein wie als Kind. Ihr Gesicht mit dem blonden Haar erschien schmal, aber es stand ihr gut.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte sie und gab ihm ebenfalls die Hand.

Sonderbar! Er konnte sich nicht an ihre Erwachsenheit gewöhnen und daran, daß sie ihn mit Sie anredete. Befangen antwortete er, daß es ihm gut gehe, und fragte nach ihrem Befinden. Ein kalter Luftzug wehte zwischen ihnen hindurch. Vielleicht kam er noch vom Bergschnee herunter.

„Sie haben es hier aber schön und ein stattliches Gut,“ rühmte der Vater.

Jonas lud zum Eintreten ein.

Sie ließen sich nicht bitten und folgten ihm in die Stube hinauf, wo er ihnen Most, Käse und Brot aufstellte. Man sprach von Bergseen, der Umgegend. Sie erzählten, daß sie eine Fußwanderung machten, eine Ferienreise zu Ehren des Fünzigsten, das der Vater soeben erreicht. Sie schienen sich auch zu wundern, daß Jonas so allein war, aber er brachte es nicht über sich, ein Wort von Mutter und Bruder zu sagen. Im Innern war ihm etwas wie zugefroren. Er konnte sich dem großen Mädchen da nicht auf-tun, wie vor langer Zeit dem Kinde.

Bethli saß hinter dem Tisch und hatte Muße, ihn zu beobachten, während er mit seinem schrecklichen und mühevollen Gange vom Tisch zum Wandschrank ging und dann, sich bei ihnen niederlassend, sich mit dem Vater von Landwirtschaft und dergleichen unterhielt. Sie hatte den Jugendkameraden nicht völlig vergessen, wie es vielleicht den Anschein gehabt, wenn auch naturgemäß in ihrem jungen Leben vieles gewesen war, was sein Bild zeitweilig zurückgedrängt und verdunkelt hatte. Sie hatte sich anfänglich auch gewundert, daß er nie einen Gruß gesandt, gerade wie er auf den ihrigen gewartet hatte. Jetzt aber konnte auch sie nicht sogleich wieder die frühere Einstellung zu ihm finden. Sie sagte indessen ehrlich: „Ich habe früher immer einmal auf ein Lebenszeichen gewartet.“



Albrecht Dürer: Maria mit dem Kinde.

Ich auch, dachte Jonas, aber er tat, als habe er es nicht gehört. Wie hätte er auch erklären sollen, daß er sich nicht auszudrücken gewußt hätte und daß er zu scheu gewesen war, zu schreiben?

„Ja, ja,“ bestätigte der Vater, „sie hat damals richtiges Heimweh nach ihrem Leidensgefährten gehabt.“

Ich auch, dachte Jonas wieder, aber er konnte Bethli nicht ansehen, sondern die Augen suchten sehen die Wand.

„Das ist jetzt schon bald nicht mehr wahr,“ brachte er endlich hervor.

Wie sonderbar er ist, dachte Bethli, und fühlte sich ernüchtert. Sie hatte den Gedanken an eine Wiederbegegnung mit Jonas immer ein wenig gehätschelt und sich bei Antritt der Reise mit dem Vater, den sie sehr liebte und die schon darum ihr als ein großes Ereignis galt, gerade den Besuch auf dem Seegut als das Schönste dieser Fahrt ausgemalt.

„Wo geht es jetzt hin?“ fragte Truttmann. Er war unzufrieden mit sich selbst, daß er keine wärmeren Worte finden konnte. Er fühlte, daß er eigentlich nun zu Bethli, die doch der Hauptgast war, allerlei sagen sollte, allerlei, was von ihrer einstigen großen Freundschaft handelte; aber er hatte zu lange auf ihr Kommen warten müssen, seine Anhänglichkeit war alt geworden, die Zeit hatte sie verbraucht.

Man war ja in die Stube gekommen, aber die kalte Luft wehte auch hier.

„Wo es jetzt hingehet?“ gab der Vater Bescheid. „Jetzt wollen wir noch den Berg hinauf, dann an den großen See hinunter und zum Schluß mit der Eisenbahn durch das schwarze Loch, wo es nach Welschland hinüber geht.“

„Da bin ich schon gewesen,“ bemerkte Jonas.

„Schon so weit?“ fragte Bethli erstaunt.

„Auf dem Viehmarkt,“ erklärte er.

Das sichere Selbstbewußtsein, mit dem er sprach, fiel jetzt den anderen auf. Er mußte wohl an Willen kräftiger sein denn an Körper.

Sie kamen auf den Viehbesitz der Truttmanns zu reden, auf den Ertrag des Jahres. In allem aber blieben sie auf dem Außern.

Keines erfuhr vom anderen etwas, was sie vertrauter gemacht hätte. Darob verging eine Stunde.

„Wir müssen weiter,“ erklärte dann der Vater mit einem fragenden Blick auf Bethli.

Sie stand schon vom Stuhl auf. „Wir haben

noch einen langen Weg vor uns,“ stimmte sie bei.

Jonas erschraf. Das Fortgehen kam ihm doch zu plötzlich.

Da streckte ihm der Vater wieder die Hand hin. „Wir danken für die Gastfreundschaft,“ sagte er.

Er erwiderte den Händedruck. „Ich wünsche gute Reise,“ sagte er.

Bethli stand ganz nahe vor ihm. Sie sahen einander an.

„Es hat mich gefreut, daß wir uns noch einmal begegnet sind,“ sagte sie und wurde rot. Sie dachte, daß er den tiefen, traurigen Blick von früher noch habe.

Jonas hätte sie nun noch gerne ein wenig festgehalten. Er behielt ihre Hand länger in der seinen, als eben nötig war; aber er fand keinen Vorwand, ihren Abschied rückgängig zu machen.

„Vielleicht ist es nicht das letztemal,“ antwortete er ihr, wieder unzufrieden, daß er nichts Besseres fand.

Die Gäste bewegten sich schon der Türe zu.

Er geleitete sie bis oben an die Haustreppe, wo sie, im unwillkürlichen Bestreben, ihm die Stufen zu sparen, ihn mahnten, nicht weiter zu kommen, und er hilflos gehorchte.

Als sie unten an der Straße sich noch einmal umwandten, um ihn zu grüßen, war er schon ins Haus zurückgetreten.

„Er ist ein merkwürdiger Mensch geworden,“ sagte der Vater zur Tochter.

„Er war es schon immer,“ entgegnete diese, in ihrem Herzen enttäuscht.

„Es ist hier wohl der Schlag so,“ meinte der Vater, „der Bergbauernschlag.“

Dann setzten sie ihren Weg fort und wurden bald von der Schönheit desselben so in Anspruch genommen, daß sie an Jonas eine Weile nicht mehr dachten.

Sie vergaßen ihn aber dann nicht nur für den Weg, sondern — auch Bethli — bald nachher fürs Leben. —

Jonas war ins Haus zurückgetreten, nach der Wohnstube geschritten und hatte sich dort hastig ans Fenster gestellt. Er wollte das Bethli noch einmal sehen. Sein Herz war warm geworden. Auf einmal hatte er das wieder gefunden, nach dem er als Knabe so lange und schmerzlich ausgeblickt. Sie hatte noch ganz das liebe, feine Gesicht wie damals im Spital, dachte er, und drückte seine Stirne an die Scheiben, das Mäd-

chen mit den Blicken verfolgend, während es mit seinem Begleiter langsam bergauf schritt. Jetzt mußte er schon ganz in die Ecke sich stellen, um sie noch zu sehen. Jetzt — war sie verschwunden.

Er trat vom Fenster hinweg. Er lauschte. Alles war totenstill. Die Einsamkeit stierte ihn an. Plötzlich nahm er einen Anlauf und hinkte nach der Straße hinunter.

Die beiden Reisenden waren nicht mehr zu sehen.

Er spähte umsonst hinauf.

Da kehrte er zur Hausbank zurück.

Die Sonne erreichte sie nun nicht mehr. Er mochte sich nicht in den frostigen Schatten setzen. Er stand und blickte zu Boden. Jetzt sah er Bethli nie mehr, dachte er. Er fühlte, daß er keinen einzigen Faden anzuspinnen vermocht hatte, der sie und ihn wieder verbunden hätte.

Was war er doch für ein Tölpel! Hätte er nicht von den gemeinsamen Leidestagen mit Bethli reden können und davon, daß sie sich gut verstanden hatten? Es würde ein anderes Wesen in das Wiedersehen gekommen sein. — Bah — ihm geriet eben alles daneben mit den Menschen!

Er spürte, wie Bethli jetzt mit dem Vater wanderte und sich an der Reise freute, wie sie keinen Gedanken, keine Zeit mehr für ihn hatte.

Er lief hinter's Haus, durch den Garten, durch die Wiesen. Ohne zu wissen wie, fand er sich am Stall. Er trat ein. Eine Kuh sah sich nach ihm um. Er legte ihr den Arm über den Nacken. Leise drängte das Tier den Kopf näher zu ihm. Das packte ihn so, daß ihm fast Tränen kamen. Tiere, dachte er, ja Tiere, aber — Menschen? (Fortsetzung folgt.)

Die stille Stadt.

Liegt eine Stadt im Tale,
Ein blasser Tag vergeht;
Es wird nicht lange dauern mehr,
Bis weder Mond noch Sterne,
Nur Nacht am Himmel steht.

Doch als den Wanderer graute,
Da ging ein Lichtlein auf im Grund;
Und durch den Rauch und Nebel
Begann ein leiser Lobgesang,
Aus Kindermund.

Von allen Bergen drücken
Nebel auf die Stadt;
Es dringt kein Dach, nicht Hof noch Haus,
Kein Laut aus ihrem Rauch heraus,
Kaum Türme noch und Brücken.

Richard Dehmel.

Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch.

Constantine.

Von Ernst Eschmann.

Constantine, eine Stadt, die keiner vergessen kann, der einmal seinen Fuß auf diesen wunderbaren Fleck Erde gesetzt hat. Der Europäer stellt gerne Vergleiche an und läßt die großen Handelsplätze und Kunststätten seines Kontinentes in Gedanken an seinem innern Auge Revue passieren: Paris, London, Rom, Wien, Berlin. Keine dieser Kapitalen vermag den ungewöhnlichen Eindruck verblaffen zu lassen, den die trotzig-felsenartige Stadt noch jedem Besucher gemacht hat. Freilich, sie wirkt nicht durch die Ausdehnung und die Höhe der Einwohnerziffer, nicht durch die mondäne Eleganz des Lebens, nicht durch moderne Prunkbauten, durch Museen und Kunstsammlungen. Ihr Reiz und Wert liegt in der Originalität der Eingebore-

nenviertel, im bunten Treiben, das die Straßen und Steige erfüllt, in den vieldeutigen Spuren, die die lange, wechselvolle Geschichte auf der ehemals phönizischen Gründung gezogen hat, vor allem aber in der einzigartigen Lage, im mächtigen, geschwungenen Einschnitt der Kummelschlucht, die in weitem Bogen die Stadt umschließt.

Der Reisende, der vor wenigen Stunden in Philippeville zum ersten Male afrikanischen Boden betreten und in der Treibhausluft der Küste sich nicht sonderlich wohl gefühlt hat, atmet in Constantine auf. Denn die 80 Kilometer Eisenbahnfahrt haben ihn nicht nur südwärts ins Land hinein geführt, sie trugen ihn auch 650 Meter über die Meeresfläche empor.